Einleitung

Renda ist kein Dorf und kein Gut.

Es ist ein Haus am See, ein Garten, ein Stück Land und ein Ort, an dem sich die Wege vieler Menschen kreuzen. Heute leben dort Lars Jensen, den seine Freunde noch immer Chano nennen, und sein Mann Frederico, genannt Quico. Quico arbeitet als Landarzt, Chano als Maler.

Doch die Geschichte von Renda begann lange vor ihnen.

Ihre Spuren führen zurück nach Ostpreußen, an das Kurische Haff und auf die Kurische Nehrung. Nach Sarkau, Kunzen, Rossitten und Königsberg.

Dort wachsen Herta und Meta Prusseit und Franz Heilemann auf. Herta wird später Baronin zu Kunzen. Zu ihrer Welt gehören das Stadthaus der Familie in Königsberg und das Landhaus auf Kunzen. Franz dagegen verlässt die Nehrung, geht nach Berlin und begegnet dort Pauline. Aus dieser Verbindung entsteht die Familie Heilemann, deren Weg später bis nach Renda führt.

Über die Jahrzehnte berühren sich die Geschichten der Kunzens und der Heilemanns immer wieder. Ferdinand Heilemann, Ludwig von Schöneck, Martha, Jons, Antas und andere treten hinzu. Krieg, Flucht und Verlust zerstören Häuser, trennen Familien und verändern die alten Lebenswelten.

Eine wichtige Stimme dieser Zeit ist Mathilde von Gerstäcker, geborene zu Kunzen. 1943 flieht sie mit ihrem Mann Horst nach Eiderstedt zu dessen

Schwester Gesine. Dort wird ihre Tochter Anke geboren. Vier Jahre später stirbt Mathilde bei der Geburt ihrer Tochter Gesche. Zurück bleibt ihr Tagebuch.

Gerade dieses Tagebuch führt die Vergangenheit überraschend nah an Chanos eigenes Leben heran.

Chano hieß ursprünglich Sebastián Thiago. Durch seine Adoption wurde aus ihm Lars Jensen. Gesine nahm ihn später auf, und Anke gehörte zu den Menschen, die ihm in einer schwierigen Zeit Schutz und Halt gaben.

So berühren Menschen aus einer längst vergangenen Familiengeschichte schließlich sein eigenes Leben.

Als Chano auf Renda alte Kisten mit Briefen, Tagebüchern, Fotografien und Urkunden findet, beginnt er, diese Spuren zu ordnen. Aus Namen werden Menschen, aus Briefen Begegnungen und aus Erinnerungen Bilder.

Wo Fotografien fehlen, malt Chano nicht die behauptete historische Wirklichkeit, sondern seine Vorstellung davon, wie diese Menschen und Orte ausgesehen haben könnten.

So entstehen Bilder von Sarkau und der Nehrung, vom Haff und von Königsberg, vom Stadthaus der Kunzens und vom Landhaus auf Kunzen. Vor allem aber entstehen Gesichter.

Aus dieser Beschäftigung wächst schließlich eine Ausstellung.

Vergangene Leben.

Dieses Buch knüpft an die Geschichten aus *Licht über dem Haff*, *Tanz auf dem Vulkan*, *Unsterbliche Liebe* und *Zwischen Dämonen* an, setzt ihre Kenntnis aber nicht voraus.

Licht über dem Haff und *Tanz auf dem Vulkan* führen zurück zu den Menschen am Haff, zu den Kunzens und Heilemanns. *Unsterbliche Liebe* verbindet viele ihrer späteren Lebenswege miteinander. Und *Zwischen Dämonen* erzählt die Geschichte Chanos selbst – des Jungen Sebastián Thiago, der später Lars Jensen wurde und dessen eigenes Leben unerwartet mit Gesine und Anke verbunden ist.

Denn alles, was Chano jetzt braucht, liegt vor ihm:

Briefe.

Tagebücher.

Bilder.

Erinnerungen.

Und die Erkenntnis, dass vergangene Leben manchmal viel näher sind, als man glaubt.

PROLOG

Die Tage werden länger. Im Garten öffnen die Krokusse ihre zarten Kelche, und aus den alten Bäumen klingt das Revierlied der Amseln. Der Winter verliert an Kraft. An manchen Märztagen wärmt die Sonne schon so sehr, dass wir die Zusatzheizung im Pavillon abschalten können.

Quico und ich haben unser Zuhause auf Renda gefunden. Es kam leise, fast ohne Entscheidung, und war doch eine. Quico lebt hier endlich seinen Traum als Landarzt, mitten unter den Menschen, für die er da sein will. Und ich habe am See mein Atelier. Der Verkauf von El Moralejo ermöglichte uns den Ausbau des Blockhauses, das nun durch verglaste Gänge mit dem großen Haus verbunden ist. Wenn wir abends hinübergehen, liegen Regentropfen oder Schneekristalle wie feine Perlen auf den Scheiben, und ich habe manchmal das Gefühl, dass wir nicht nur an einem Ort angekommen sind, sondern in einer Geschichte.

Auch Tönning bleibt uns erhalten. Felix und Timo bewohnen unser Haus, und im Erdgeschoss habe ich meinen Showroom behalten. Dort hängen meine Bilder, dort wird Kaffee ausgeschenkt, Friesentorte serviert, und manchmal lebt in einem Duft, in einem Satz oder in einem Lachen Ankes Geist noch immer weiter.

Vor drei Wochen haben Quico und ich im TwoFlowers geheiratet. Es war ein Fest voller Wärme,

Gelächter und Musik. Noch höre ich Nathans Trompete, noch sehe ich die Gesichter unserer Freunde. Es fühlte sich an, als hätte sich ein Kreis geschlossen: Robert und Christoph vor Jahren, wir heute. Und doch war es nicht nur ein Ende, sondern auch ein Anfang.

Von unseren Flitterwochen in Pals sind wir gerade erst zurückgekehrt. Der Ort unserer Kindheit zwischen Wind und Meer empfing uns diesmal nicht mit Schmerz, sondern mit Ruhe. Wir gingen durch die alten Gassen, ließen uns in San Pere segnen und saßen unter Mandelblüten, als könnte selbst die Vergangenheit milder werden.

Das aber, was mich am tiefsten berührte, geschah hier auf Renda.

Zum Jahreswechsel nahmen Kilians Vater Toni und Louis, der gemeinsame Enkel von Robert und Toni, das alte Renda-Schild wieder in die Hand. Während der Bauarbeiten war es beschädigt worden. Nun richteten sie es gerade, strichen es neu und stellten es an seinen Platz zurück. Ich stand dabei und spürte, wie mir eine Gänsehaut über die Arme lief. Vor mehr als sechzig Jahren hatte der kleine Robert das Schild gemeinsam mit seinem Nenngroßvater Heilemann zum ersten Mal gesetzt. Später erneuerten Christoph und Louis es, als wollten sie damit ein Versprechen bewahren. Nun waren es wieder Großvater und Enkel, Toni und Louis, die es in die Erde drückten.

Ein Stück Holz, bemalt, verwittert, erneuert.

Und doch ist es mehr als das.

Denn Renda ist mehr als ein Ort. Es ist ein Zuhause, das weitergegeben wird, eine Geschichte, die von Hand zu Hand, von Herz zu Herz fließt. Als das Schild wieder aufrecht stand und der Wind leise daran rührte, wusste ich, dass es Zeit war, diese Geschichte aufzuschreiben.

Nicht nur unsere.

Sondern die ganze.

Der Fund

1. Kapitel – Die Kisten

Es war spät geworden.

Ich hatte fast den ganzen Tag mit Louis gespielt. Wir hatten draußen am See gestanden, Steine ins Wasser geworfen, uns darüber gestritten, welcher am weitesten sprang, und später im Garten so getan, als sei der alte Apfelbaum ein Schiffsmast und das Gras darunter ein Meer. Louis hatte gelacht, dieses helle, noch immer ein wenig vorsichtige Lachen, das mich jedes Mal berührte, weil man ihm anhörte, wie viel Dunkelheit es schon überwunden hatte.

Während wir spielten, hatten Quico und Kilian im Haus gestöbert.

Nicht neugierig, eher mit jener stillen Entschlossenheit, mit der man in alten Häusern irgendwann doch in die Räume geht, die man lange übersehen hat. Sie waren auf dem Dachboden gewesen, in den niedrigen Kammern unter den schrägen Balken, dort, wo Staub, Spinnweben und vergessene Dinge eine eigene Zeit bilden.

Am Abend brachte Kilian drei alte Kisten in meinen Rückzugsort.

Er stellte sie nicht einfach ab, sondern blieb einen Moment davor stehen, als hätte er mir etwas Lebendiges übergeben. Die Kisten rochen nach trockenem Holz, altem Papier und einem Hauch von Kellerfeuchte, obwohl sie oben auf dem Dachboden

gestanden hatten. Auf einer klebte noch ein vergilbter Zettel. Die Schrift war kaum zu entziffern.

„Mach was draus“, sagte er.

Ich lachte leise. „Aus alten Kisten?“

„Aus dem, was drin ist.“ Er wischte sich den Staub von den Händen. „Du bist der Maler. Du siehst Fäden, wo andere nur Knoten sehen. Und du bist der Chronist.“

Dann ließ er mich allein.

Quico stand noch einen Moment in der Tür. Er sagte nichts. Er kannte mich gut genug, um zu wissen, dass solche Sätze in mir länger nachklangen, als mir lieb war. Schließlich nickte er mir nur zu und ging hinüber ins Haus.

So sitze ich nun hier.

Vor mir drei Kisten voller Briefe, Hefte, Fotografien, alter Umschläge und jener kleinen Dinge, die Menschen aufheben, ohne zu wissen, ob sie jemals noch jemand verstehen wird. Ein Stück Band. Eine verblichene Postkarte. Ein zerbrochener Bleistift. Ein getrocknetes Blatt zwischen zwei Seiten.

Ganz oben in der ersten Kiste liegt ein schmales Heft.

Der Einband ist blau, an den Ecken abgestoßen. Auf dem Deckblatt steht in sorgfältiger, etwas geneigter Schrift:

Wie die Tischdecke Geburtstag hatte

Ich weiß sofort, von wem diese Schrift stammt.

Christoph Krüger.

Roberts Mann. Der Mensch, der diesem Haus nach all den Verlusten noch einmal Wärme gegeben hatte.

Der Mann, der viel zu früh starb und doch etwas zurückließ, das leiser war als ein Testament und vielleicht gerade deshalb länger blieb: eine Geschichte.

Ich streiche mit den Fingern über die Zeilen. Die Tinte ist an manchen Stellen leicht verblasst, doch die Schrift wirkt ruhig, beinahe zärtlich. Als habe Christoph nicht nur etwas für ein Kind aufgeschrieben, sondern dem Haus selbst einen kleinen Trost hinterlassen.

Ich schlage das Heft auf.

Auf der ersten Seite steht kein Datum. Nur ein Satz:

Manchmal muss man den Dingen danken, die alles tragen.

Ich bleibe lange daran hängen.

Vielleicht, weil dieser Satz nicht nur zur Tischdecke passt.

Vielleicht, weil er zu Renda passt.

Zu diesem Haus. Zu seinen Tischen, seinen Dielen, seinen Türen. Zu den Menschen, die hier lebten und vieles trugen, ohne je dafür gelobt zu werden.

Dann beginne ich zu lesen.

Heute …
hat die Tischdecke Geburtstag.
Ja, wirklich.

Sie liegt da wie immer auf dem Tisch, schön ausgebreitet, so glatt wie ein See ohne Wind. Kein Zipfel ist umgeschlagen, keine Falte liegt quer, und

ein winziger Sonnenstrahl setzt sich ganz vorsichtig auf ihren Rand.

Da hört man plötzlich ein Geräusch.
Klapper, klapper.
Die Kaffeekanne kommt angelaufen. Sie ist ganz aufgeregt und wackelt so sehr, dass es in ihrem Bauch leise schwappt.

„Herzlichen Glückwunsch!", ruft sie. „Du bist wieder ein Jahr älter geworden!"
Die Tischdecke wird ganz verlegen.
Ja, wirklich.
Sie bekommt rote Ecken und zieht sich ein winziges Stück zusammen.

„Ach nee", sagt sie leise. „Ich sehe doch schrecklich aus. Überall Flecken. Alle stellen ständig Tassen auf mich, krümeln auf mir herum, und manchmal klebt sogar Marmelade an mir."

Da hüpft das kleine Milchkännchen herbei.
Das Milchkännchen hat immer den Schalk im Nacken. Es macht einen kleinen Satz, landet mitten auf der Tischdecke und ruft:
„Nichts da! Du bist die Schönste im ganzen Schrank. Heute bist du dran. Heute feiern wir dich!"
Die Tischdecke weiß gar nicht, was sie sagen soll.
In diesem Moment beginnt die Zuckerdose zu glitzern. Sie klebt zwar immer ein bisschen, aber

heute stört das niemanden. Vor lauter Freude funkelt sie, als hätte jemand winzige Sterne auf ihren Deckel gestreut.
Die Kuchengabeln stellen sich in einer Reihe auf wie kleine silberne Soldaten.
„Achtung!“, ruft die längste Kuchengabel.

Dann salutieren alle zugleich.
Kling!
Die Servietten flattern durch das Zimmer, als gäbe es einen Sturm im Esszimmer. Eine landet auf dem Stuhl, eine auf der Fensterbank, und eine segelt so feierlich durch die Luft, als wäre sie eine Fahne bei einem großen Fest.

Sogar die Thermoskanne schaut vorbei.
Die Thermoskanne ist sonst eher brummig. Sie steht gern in der Ecke und sagt Dinge wie: „Lasst mich in Ruhe, ich muss warm halten.“
Aber heute nicht.
Heute räuspert sie sich, wackelt mit dem Deckel und lacht.

Einmal.
Nur ganz kurz.
Aber es war ein echtes Lachen.

Weil die Tischdecke Geburtstag hatte.
Da wurde es ganz still im Zimmer.

Die Kaffeekanne stand aufrecht da. Das Milchkännchen grinste. Die Zuckerdose glitzerte. Die Kuchengabeln hielten die Luft an, obwohl Kuchengabeln das eigentlich gar nicht können.

Und die Tischdecke?
Die Tischdecke fühlte sich plötzlich ganz leicht.
Für einen winzigen Moment war sie so stolz, dass ihr vorderer Rand ein kleines bisschen abhob.
Nur ein kleines Stück.
Als wollte sie fliegen.
Denn heute hatten alle an sie gedacht. Heute hatte niemand sie übersehen. Heute war sie nicht nur die Decke, auf der alles stand.
Heute war sie die Hauptperson.
Und seit diesem Tag wissen alle Dinge im Esszimmer:

Manchmal muss man denen gratulieren, die sonst alles für andere aushalten.
Dem Stuhl, auf dem immer jemand sitzt.
Dem Teller, der jeden Tag Suppe trägt.
Dem Löffel, der nie klagt.
Und natürlich der Tischdecke.
Denn auch eine Tischdecke freut sich, wenn man sie nicht vergisst.

Am Abend lag sie wieder still auf dem Tisch.
Die Kaffeekanne schlief im Schrank.
Das Milchkännchen träumte von Sahnewolken.
Die Zuckerdose klebte zufrieden vor sich hin.

Und die Servietten ruhten ordentlich gefaltet in ihrer Schublade.
Nur auf der Tischdecke lag noch ein ganz leiser Glanz.
Wie eine Erinnerung an einen Geburtstag, den niemand vergessen sollte.

Mir kommen die Tränen.

Nicht sofort. Erst ist da nur dieses Ziehen in der Brust, dieses leise Brennen hinter den Augen, das man noch zurückhalten will, weil man meint, man müsse weiterarbeiten, weiterordnen, weiter vernünftig bleiben. Aber dann lese ich den Satz noch einmal, diese einfache kleine Geschichte von der Tischdecke, und plötzlich sehe ich Christoph vor mir.

Christoph, den ich liebte, obwohl ich von Anfang an wusste, dass diese Liebe keinen Ort haben würde.

Er hatte sein Glück mit Robert gefunden. Dort gehörte er hin. Zu ihm. Zu diesem Haus. Zu Louis. Und doch sitzt mir an diesem Abend auf einmal der junge Mann gegenüber, wie ich ihn in Erinnerung habe: warmherzig, ein wenig spöttisch, mit dieser Art, Schmerz in Zärtlichkeit zu verwandeln, ohne daraus großes Aufhebens zu machen.

Ich lese etwas aus seiner Feder. Etwas, das er für Louis geschrieben hat. Vielleicht nur, um ihn zu trösten. Vielleicht, um ihm zu zeigen, dass auch die unscheinbaren Dinge eine Seele haben können. Vielleicht aber auch, weil Christoph selbst wusste, wie es ist, zu tragen, ohne gesehen zu werden.

Da kann ich nicht weiter.

Ich lege das Heft vor mir auf den Tisch, als müsste ich es schützen, und beuge mich darüber. Irgendwann muss ich geschluchzt haben, denn Quico öffnet leise die Tür.

„Chano? Ist alles in Ordnung?“

Ich antworte nicht gleich. Stattdessen reiche ich ihm das Heft. Er tritt näher, setzt sich neben mich und liest. Zuerst nur mit diesem prüfenden Blick des Arztes, der noch nicht weiß, ob er eine Wunde sehen wird. Dann verändert sich sein Gesicht. Die Härte um seinen Mund löst sich, seine Augen werden feucht.

Auch er sagt nichts.

Er legt das Heft behutsam zurück, als sei es etwas Zerbrechliches, und nimmt mich in den Arm. Ganz still. Ohne Trostformel. Ohne Frage. Nur mit dieser Nähe, die manchmal mehr sagt als jede Antwort.

Eine Weile bleiben wir so sitzen.

Draußen liegt Renda im Abendlicht. Der See ist dunkel geworden, nur am Rand hält sich noch ein Streifen Helligkeit. Im Haus knackt irgendwo Holz. Vielleicht arbeitet ein Balken. Vielleicht bewegt sich nur die alte Zeit in den Wänden.

Wenn das so weitergeht mit diesen Erinnerungen, denke ich, werde ich am Ende dastehen wie jemand, der nicht mehr nur er selbst ist.

Sondern wie jemand, der Geschichte gespürt hat.

Nicht gelesen.

Gespürt.

An diesem Abend geht nichts mehr.

2. Kapitel – Die Geschichte will reden

Die Nacht war schlimm.

Ich musste geschrien haben, mich hin und her gewälzt, um mich geschlagen und dabei Dinge gerufen haben, an die ich mich später nicht mehr erinnern konnte. So erzählte es mir Quico am Morgen, vorsichtig, als müsse er jedes Wort erst prüfen, bevor er es mir zumutete.

Irgendwie hatte er es geschafft, mich zurückzuholen.

Im Traum hatte ich Zerstörung gesehen. Hier, auf Renda. Nicht irgendwo in einer fremden Stadt, nicht in Madrid, nicht in einem der alten Häuser, die ich aus meiner Kindheit kannte, sondern hier, an diesem See, unter diesem Himmel.

Das Haus nebenan fiel in Staub und Asche.

Vorher hatte ich einen Mann gesehen, oben im ersten Stock, am Fenster oder vielleicht mitten im Zimmer. Er stand dort mit ausgebreiteten Armen, als wolle er etwas aufhalten, das kein Mensch aufhalten kann. Dann stürzte die Bombe auf ihn herab, und im nächsten Augenblick war alles Licht, Rauch, Splitter, Erde.

Ich wachte auf, aber der Traum blieb.

„Chano“, sagte Quico.

Er saß neben mir auf dem Bett, eine Hand an meiner Schulter, die andere um meine Finger geschlossen.

„Was ist passiert?“

Seine Stimme war besorgt. Nicht laut. Nicht drängend. Nur da.

Ich konnte kaum sprechen. Die Worte kamen langsam über meine Lippen, als müssten sie sich erst durch den Traum hindurcharbeiten.

„Die Geschichte passiert, Quico“, sagte ich. „Und sie will mit mir reden.“

Er antwortete nicht sofort. Er sah mich nur an, und in diesem Blick lag alles, was zwischen uns nicht ausgesprochen werden musste.

Später schleppe ich mich, noch immer etwas benommen, mit ihm durch den neu erbauten Glasgang hinüber zum Frühstück. Draußen liegt der Morgen hell und kalt über dem See. Auf den Scheiben des Ganges stehen noch feine Tropfen, und während wir gehen, sehe ich unser Spiegelbild neben dem Garten herschweben: Quico aufrecht und wachsam, ich blass, mit zerzaustem Haar, als hätte mich die Nacht nicht ganz freigegeben.

Im Esszimmer sitzen bereits Roland und Nathan, außerdem Louis und Rüdi. Kilians Vater Toni sitzt in seinem Schaukelstuhl am Fenster, den Blick auf den See gerichtet. Er ist alt geworden in den letzten Jahren; nicht gebrochen, aber stiller, als habe auch er gelernt, dass manche Erinnerungen besser neben einem sitzen, als dass man sie fortschickt.

Kilian und Michel werkeln in der Küche. Heute sind sie mit dem Frühstück an der Reihe. Kilian macht Rührei mit Speck, und Michel deckt den Tisch mit dem alten Geschirr, das wir hier vorgefunden haben. Dazu kein Silberbesteck, leider, aber gutes Vorkriegsmaterial, solide, schwer in der Hand, von

jener Art, die nicht glänzen muss, um würdig zu wirken.

Der Kühlschrank ist wie immer gut gefüllt. Michel stellt nach und nach alles auf den Tisch: Butter, Käse, Schinken, Quark, Eier, aufgeschnittenes Brot, Gurken, Tomaten und mehrere kleine Gläser mit Marmelade. Besonders seine Stachelbeermarmelade ist heiß begehrt. Er kocht sie aus den Beeren, die am Haus entlang wuchern, und er tut es nach einem Rezept, das er in Maria Heilemanns altem Kochbuch gefunden hat.

Dieses Buch war im Küchenschrank versteckt gewesen, hinter Geschirr und Gläsern, als hätte jemand es dort nicht verloren, sondern geschützt.

Das Esszimmer hat nicht den friesischen Charme meines Hauses in Tönning, nicht diese warme Selbstverständlichkeit des Heimatzimmers mit seinen Geschichten, dem Geruch nach Kaffee, Holz und Gebäck. Aber hier ist nun unser Zuhause.

Unser neues, seltsames, großes Zuhause.

Ein Großvater, drei Paare, zwei Kinder, ein alter See, ein Haus voller Toter und Lebender, und dazwischen wir alle, eine schwule Wohngemeinschaft aus Zufall, Schmerz, Liebe, Freiheit und einer Nähe, die manchmal fast zu viel war.

Ich setze mich langsam.

Quico stellt mir Kaffee hin, ohne zu fragen.

Louis sieht mich prüfend an.

„Du hast wieder geträumt“, sagt er.

Es ist keine Frage.

Ich nicke.

Kilian dreht sich am Herd kurz zu mir um. In seiner Hand hält er den Pfannenwender.

„Von den Kisten?“

Ich sehe ihn an.

Dann auf das Glas mit der Stachelbeermarmelade.

Dann auf das alte Geschirr.

Und plötzlich weiß ich, dass die Nacht nicht bei Christophs Heft stehengeblieben ist.

Sie ist weitergegangen.

Zurück.

Tiefer zurück.

„Nein“, sage ich leise. „Vom Haus nebenan.“

Da wird es still am Tisch.

Ich schaue in die Gesichter meiner Freunde und frage mich, ob sie bereit sind für das, was ich gesehen habe.

Nathan sitzt mir am nächsten. Er hat noch immer diese besondere Ausstrahlung, dunkel, warm, mit einem Gesicht, in dem Musik liegt, noch bevor er die Trompete an die Lippen setzt. Früher war er Straßenmusiker gewesen, einer, der an Ecken spielte, an denen andere nur vorbeigingen. Inzwischen tritt er nicht mehr so oft auf, aber mit größerer Sorgfalt. Nicht nur im TwoFlowers, unserer Bar in der benachbarten Stadt, sondern auch in Berlin. Keine großen Hallen, keine laute Karriere. Ein Auftritt in der Columbiahalle ist bisher das Größte gewesen, was er zugelassen hat.

Plattenverträge hat er abgelehnt, obwohl man sich um ihn bemüht hat. Nathan will kein Produkt werden. Er will echt bleiben. Vielleicht, weil ihm diese Echtheit einmal fast genommen worden war, als seine Eltern

ihn verstießen. Seitdem bedeutete ihm nichts mehr als das: da sein dürfen, ohne sich zu verstecken.

Roland sitzt neben ihm. Seine roten Haare und der rote Bart machen ihn unverwechselbar. Ich hatte ihn früher oft gemalt, damals in Berlin, nackt, auf dem Bauch liegend, ruhig und doch voller Spannung. Eigentlich hatte er noch Medizin studieren wollen. Aber dann kam er nach Renda, verliebte sich in dieses Anwesen und fand zu dem zurück, was seine Hände längst konnten. Er war Tischler, und hier durfte er es sein.

Das Blockhaus, in dem Quico und ich leben, der verglaste Gang hinüber zum Haupthaus, diese stille Verbindung zwischen Rückzug und Gemeinschaft — all das hatte Roland geplant, gezeichnet und mitgebaut. Kilian hatte ihm geholfen, wir anderen auch, aber der Blick dafür war Rolands gewesen. Er hatte diesem Haus nicht nur neue Räume gegeben, sondern Wege.

Auch seine Werkstatt stammte aus diesem Denken heraus. Sie ist kein bloßer Arbeitsraum, sondern ein Ort, an dem Holz, Werkzeug, Entwürfe und Stille ihren Platz haben. Ebenso hatte er den Anbau für sich und Nathan geplant, zurückhaltend, fast selbstverständlich an das Bestehende angefügt, als sei er immer schon mitgedacht gewesen.

Kilian und Michel wohnen mit ihren Kindern im Haupthaus, Louis und Rüdi ebenso, und auch Toni, Kilians Vater, hat dort seinen Platz. Für Louis ist Toni der einzige Großvater, der ihm noch geblieben ist. Der andere war Robert gewesen, der Vater seiner Mutter,

die bei einem Flugzeugunglück ums Leben gekommen war. Robert aber war eines Tages von uns gegangen, stiller, als man es von ihm gekannt hatte, weil er den Tod seines geliebten Christoph nicht mehr hatte tragen können. Man sagte später, er sei an einem gebrochenen Herzen gestorben, und vielleicht war das die einzige Erklärung, die nicht ärmer klang als die Wahrheit.

Louis sitzt still da und beobachtet mich.

Louis, Kilians Sohn, Roberts Enkel, ist der Erbe dieses Hauses. Der Junge, in dem Renda weitergeht, obwohl so viele Linien vorher abgebrochen waren. Vielleicht ist er der eigentliche Nachfolger der Heilemanns, nicht durch Blut allein, sondern weil dieses Haus ihn angenommen hat, wie es früher andere angenommen hatte.

Ich frage mich, was ich in den Kisten darüber finden würde. Doch zuerst erzähle ich meinen Traum.

Kilian stellt die Pfanne beiseite. Als ich von dem Haus nebenan spreche, von dem Mann im Obergeschoss, von den ausgebreiteten Armen und der Bombe, wird sein Gesicht ernst.

„Das hat Robert erzählt", sagt er leise.

Niemand rührt sich.

„Nicht oft", fügt Kilian hinzu. „Aber er hat davon erzählt."

Das zerstörte Haus neben Renda war das Haus der Renzows gewesen, der Eltern von Roberts Mutter Martha. So wenigstens hatte Robert es erzählt, und Kilian gibt es nun weiter, vorsichtig, als berühre er etwas, das auch nach all den Jahren noch nicht ganz

erkaltet ist. Martha Renzow war damals aus Berlin gekommen, wo sie zur Schule gegangen war. Als sie nach Hause zurückkehrte, fand sie das Haus zerstört vor, und in den Trümmern lagen ihre Eltern. Danach hatten die Heilemanns sie aufgenommen. Mehr weiß Kilian nicht genau, aber das Wenige genügt, um den Raum für einen Augenblick still werden zu lassen.

Ich habe davon nichts gewusst. Bisher war dieses Haus für mich nur eine Lücke neben Renda gewesen, ein fehlender Baukörper, ein Ort, an dem einmal etwas gestanden hatte. Nun bekommt diese Leerstelle plötzlich Stimmen, Namen und Tote. Ich stelle fest, dass dieses Haus seine Geschichten offenbar an die weitergibt, die ihm nahestehen, nicht ordentlich, nicht vollständig, sondern wie Bilder, die nachts kommen, wenn man sich ihnen nicht entziehen kann.

Früher, sagt Kilian nach einer Weile, habe es dort wohl auch ein Bootshaus gegeben. Marthas Vater sei Bootbauer gewesen, ebenso dessen Vater und wohl auch die Generation davor. Viel mehr wisse er nicht. Dann sieht er zu mir herüber, mit einem Blick, in dem Trauer liegt, aber auch dieser leise, fast trotzige Humor, der bei Kilian manchmal auftaucht, wenn etwas zu schwer wird.

„Aber vermutlich“, sagt er, „reicht das schon wieder für ein ganzes Buch.“

Ich nicke.

So war Robert also nicht zufällig hierher zurückgekehrt. Er hatte die Tradition dieses Hauses weitergeführt, ohne es vielleicht selbst zu begreifen. Nicht als leiblicher Enkel der Heilemanns, sondern als